

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Band: 15 (1973)
Artikel: Die Frau Cathrina
Autor: Manatschal-Weber, Emilie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550267>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Frau Cathrina

Von Emilie Manatschal-Weber

Vorbemerkung

Die Verfasserin der vorliegenden Erinnerungsblätter, Frau Emilie Manatschal-Weber, lebte von 1847 bis 1919. Sie war die Tochter des Johannes Weber aus Langwies, der die Eisenhandlung Weber am Platz gegründet hat. Sie genoß neben ihrer Schwester Anna 1845 bis 1905 und ihrem Bruder Johannes eine gründliche Erziehung und heiratete 1883 den späteren Regierungsrat und, neben Carl Ebner, Mitbesitzer des «Freien Rätier», Fritz Manatschal (1847 bis 1919), der in Breslau geboren wurde, aber im Münstertal aufwuchs. Herr und Frau Manatschal nahmen regen Anteil am öffentlichen, politischen, kulturellen, sozialen Leben der Zeit. Auch unternahmen sie eine Reise nach Rom, was damals in Chur noch ungewöhnlich war, und brachten schöne, große Fotos mit, die im Freundeskreis herumgeboten wurden. Frau Manatschal widmete viel Sorgfalt der Erziehung ihres Neffen und wandte auch dessen Freunden ihre Sympathie zu. Es gab immer sehr anregende Stunden, wenn man bei Fräulein Anna Weber und Herrn und Frau Manatschal eingeladen war. Fräulein Anna Weber und Herr und Frau Manatschal wohnten über der Eisenhandlung «am Platz». Daß Frau Manatschal auch schriftstellerisch begabt war, bezeugt ihre Schrift «Die Frau Cathrina», verfaßt im Jahre 1914.

Ulrich Christoffel

Von der guten Frau Cathrina hat mein Vater immer mit besonderer Verehrung gesprochen. In unserm Hause sah ich sie zum ersten und zum letztenmal, als ich noch ein kleines Mädchen war. Ich betrat die sogenannte Visitenstube meiner Mutter, und da saß in der Fensternische eine kleine, zarte, in schwarzes Tuch gekleidete Gestalt. Sie trug ein schwarzes Seidenhäubchen, dessen Spitzenbesatz hie und da die schmale, feine Stirn beschattete. Mit dem rechten Arm drückte sie einen

schönen Knaben an sich. Er hatte ein rundes, rosiges Gesichtchen und große, dunkle, strahlende Augen. Es war ihr Enkel, der leider früh verstorbene Paul Janett. Beide waren gekommen, um für ein Patengeschenk meines Vaters zu danken. Ich wußte, daß dasselbe aus einem niedern, breitkrämpigen Zylinderhut bestanden hatte, dem Elegantesten, was damals für Buben aufzutreiben war. Ein paar Tage vorher hatte meine Mutter ihn auf ihrer ausgestreckten Hand herum gedreht und sich an seinem spiegelnden Glanz erlabt.

Viele Fältchen im Gesicht der Frau Cathrina bewiesen, daß das Leben sie nicht geschont hatte, aber der ruhige Blick ihres forschenden Auges ließ den Gedanken nicht aufkommen, daß sie jemals von ihm überwältigt worden sei. Sie war eine geborene Zippert, in der auch Pellizarisches Blut floß.

Ihr Vater war Podestat im Veltlin gewesen. Verheiratet hatte sie sich, 18jährig, mit Christian Janett, der aber schon 5 Jahre darauf starb. Nun erzog sie ihre drei Kinder Paul, Luzia und Peter, der früh verstarb, und verwaltete einen großen Besitz an Wiesen und Weiden, Alpen, Wäldern, Häusern und Ställen. Sie bewohnte das feste, niedere Steinhaus «am Bach», ein ehemaliges Pellizarihaus. Weder als Bau, noch in der Einrichtung der Räume wies es besondere Eigentümlichkeiten auf. Aber es war sehr behaglich und hätte auch einer größeren Familie Platz geboten. Besonders erinnerlich ist mir das kleine blaue Stübchen, die luftige Gaststube mit dem bescheidenen Himmelbett und eine große gemauerte Kammer, in der viel

Merkwürdiges aufbewahrt wurde. So ein herrliches Tafelservice mit bunter Malerei aus dem 17. Jahrhundert und dazu gehöriges Silberzeug. Beides war im Veltlin beim Amtsantritt eines Pellizari gebraucht worden, denn die Sitte bestimmte, daß den Notabilitäten des Landes ein glänzendes Mahl gegeben werden mußte. Allerlei Uniformteile erinnerten an die jungen Männer der Familie, die in fremden Diensten gestanden waren, seltene Gebrauchsgegenstände sprachen von ihren luxuriösen Bedürfnissen, und Geschichtswerke, Bibeln, Andachtsbücher bewiesen, daß man auch in diesem wie in allen alten Bündnerhäusern viel gelesen und namentlich den ewigen Dingen seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Die Gänge des Hauses waren breit und nieder. Auf dem untern stand ein langer Tisch mit Bänken beiderseits. O, gesegneter Tisch! Hier war während des ganzen Winters an den Sonntagvormittagen gute warme Gerstensuppe bereit für alle diejenigen, die aus den Wildenen herab zur Kirche pilgerten, und das war aus jedem der braunen, an Halden klebenden oder auf einem Plateau sich zusammendrängenden niedern Häuschen wenigstens eine Person. Langwies, der Heimatort der Frau Cathrina, war Kirchdorf. Zu ihm gehörten die weltvergessenen Weiler Fondoy, Sappün, Medrigen, und von jedem hatte man einen 1¹/₂stündigen Weg zu machen, bis man in der grünen Mulde ankam, in der das anmutige Kirchlein mit seinem malerischen Turm, die 3 bescheidenen Herrenhäuser und einige braune Blockhäuser mit den dazu gehörigen Ställen sich gruppierten. Aber Welch ein Weg war das! Er führte über Stock und Stein steil abwärts und war im frischen Schnee, oder wenn er vereist war, oder wenn das Schmelzwasser zugleich mit den Kirchgängern in die Tiefe eilte, fast nicht zu begehen. Die Kleider der Männer widerstanden den Unbilden besser, und wenn Schneekristalle sie bedeckten, so wischte man sie ab, und Bart und Haaren ließ man Zeit aufzutauen, wenn sie bereift waren. Aber die Frauen! Bald sahen sie aus, als hätte man sie aus dem Wasser gezogen, bald hingen Eisquasten an ihren Rocksäumen, das

Leder ihrer Schuhe war so gefroren, daß es den Fuß wie ein Schraubstock zusammenpreßte, und der Wind hatte oft die Haare aus den Häubchen gerissen, ob sie blond, schwarz oder silberig waren. An einem der allerschlimmsten Märztage 1811, über fürchterliche Wegsame, wurde mein Vater, Joh. Weber, kaum 48 Stunden alt, von seiner Patin zur heiligen Taufe in die Kirche getragen. Sie hatte den Oberrock aufgeschoben und ihn wie ein Paket hineingelegt. Man beeilte sich immer sehr, die kleinen Kinder der christlichen Kirche zu übergeben.

Die Frauen konnten selbstverständlich in ihren nassen oder gefrorenen Kleidern dem Gottesdienst nicht beiwohnen und so hatte jede in einem befreundeten oder verwandten Haus den Sonntagsstaat eingestellt, meine Großmutter, Anna Weber, geb. Engel, bei Frau Cathrina, mit der sie nicht nur Sympathie, sondern auch ein loses Verwandtschaftsband verknüpfte. Aber mit wem in der kleinen Gemeinde, die etwa 200 Seelen zählte, war die gute Frau nicht in irgend einer Weise besonders verbunden? So hatte sie 102 Patenkinder, die bis zu einem gewissen Alter jedes Jahr ihr Patengeschenk erhielten, das immer freudigen Herzens gegeben wurde. Das Janettsche Haus kam dadurch in einen guten Patengeruch, und so mußte dann der Sohn des Hauses, der spätere Regierungsrat Paul Janett, im Alter von 6 Monaten es sich gefallen lassen, zum Paten eines Knäbleins Schmid in der Rüti bestimmt zu werden.

Daß man Frau Cathrina die winterliche Sonntagssuppe allgemein hoch anrechnete, ist selbstverständlich. Sie stand in zwei großen, irdenen Schüsseln bereit. Dazwischen lag ein Haufen kurz- und langstieliger, aus hartem Holz geschnittener runder Löffel. Jeder Ankommende zwängte sich auf eine Bank, stützte die Ellbogen auf den Tisch, ergriff einen Löffel und schöpfte nun drauf los. War er satt, so leckte er den Löffel sorgfältig ab, trug ihn in die Küche und überließ seinen Platz andern. Manche Männer wandten sich an den höher im Dorf, ebenfalls in einem festen Steinhaus wohnenden Junker Daniel Pellizari, der mit

Veltliner Kraft und Wärme zu geben suchte. Diesem Wein, der im hintern Schanfigg einzig bei ihm, bei Frau Cathrina und bei meinem Großvater Joos Weber in Fondey in einem winzigen Fäßchen zu finden war, schrieb man besondere Heilwirkungen zu. «As Gläsli Wi hebt Lib und Seel z'emma, trich mis Chind», sagte Frau Cathrina ihren Enkeln. In ihrem Keller lag ein großes Faß voll des Allerbesten. Sie hatte es mit dem Hause von einem Junker Pellizari geerbt, der sehr freigebig damit war, so daß die Kenntnis von dem Dasein dieses Freudenspenders allgemein war. Frau Cathrina in ihrer verständigen und gütigen Art schuf ihn zu einem Sorgenbrecher um. Denn daß der feine Veltliner die einzige verlässliche Medizin sei, war ihre und aller Überzeugung. So sagte sie denn: «Kommt her, ihr Mühseligen und Beladenen.» Und sie kamen mit ihren schlanken Zinnkannen, mit ihren bemalten Cläfnerkrüglein und baten um einen Trunk aus dem «Pellizarifaß», überzeugt, daß er bei Fieber, in Schwächezuständen, bei Knochenbrüchen, Verwundungen, in Kindbetten und dem letzten Todeskampfe von mildernder oder heilender Wirkung sei. Und immer wieder drehte Frau Cathrina die Spina des großen Fasses auf, immer mahnte sie, bald wieder zu kommen, wenn es nicht bessere, und mit dem Wein schickte sie noch manchen guten Bissen und viel freundlichen Rat. Daß unter so großer Inanspruchnahme das Spendefaß einer Auffüllung von Zeit zu Zeit bedurfte und von dem Pellizarischen Segen sich nach und nach nur mehr Tropfen in den Janettschen mischten, bedachten die Leute nicht, vielmehr hatten sie das Gefühl, der heitere Junker gespenstere immer noch in der granatenen Flüssigkeit.

Frau Cathrina ließ den Veltliner über den selten begangenen Strelapaß von Davos kommen. Hans Bircher, der alte, treue Diener des Hauses, übernahm den mühsamen Transport. Er ließ in Davos allemale 4 Saumpferde mit je 2 Lägeln Wein beladen. Man nannte das einen Stab. So kam die Allerweltsmedizin ins Dorf!

Einen Arzt sah man in Langwies nie. In ganz schlimmen Krankheitsfällen machte ir-



Frau Emilie Manatschal-Weber, die Verfasserin der vorliegenden Erinnerungen an Cathrina Janett.

gend ein wackerer Mann sich auf, pilgerte über einen der rauhen und einsamen Pässe nach Davos und suchte dem dortigen Arzt zu erklären, wie und weshalb der Kranke leide, und der gab dann auf gut Glück eine Medizin mit, die voller Mißtrauen genommen wurde. Junge Leute wurden von Krankheiten zuweilen gebrochen wie der Baum im Sturm, und alte Leute ließ man, wie ich glaube, still zurücksinken in das All, wenn der Todesengel nahte. Verwundungen, die bei der harten Arbeit zuweilen vorkommen, heilte man mit Hilfe der guten Natur selbst, zuweilen aber unter unrichtiger Anwendung von Hausmitteln, die dem Verletzten Qualen brachten. Knochenbrüche schindelte man bestmöglichst ein, waren sie aber böser Art, so wandte man sich an den «Strahlegger». Das war ein Schinder, der sich in den Ruinen der Burg Strahlegg bei Fideris eingehaust hatte. Er hatte eine besondere Begabung für Behandlung von Knochenbrüchen und Verrenkungen, wie ein alter Arzt mir versicherte, nur war er nicht immer zur Stelle, und so ging vieles schief. Kaum zu

stillende Blutungen kamen auch etwa vor, für die aber war ein Helfer in der Nähe, der «Schryber Joos», mein Großvater. Er legte seine Hände auf, und das Blut stand still. Auch Schmerzen soll er gelindert haben. Mir ist unbekannt, wie er zu dieser Kraft kam. Aber es ist mir von den glaubwürdigsten Leuten versichert worden, daß er sie mit Erfolg angewandt habe. Er war ein großer, prächtiger Mann, der sich aufs Holzschnitzen verstand, und mit Schönheitssinn sein Besitztum in Ordnung hielt.

Man war damals, — ich spreche von den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, in allem auf einander angewiesen, und liebte sich auch gegenseitig Kraft und Hilfe als etwas Selbstverständliches. Man hielt den Reicheren noch nicht für einen Schelm, und wenn der Ärmere die Frucht seiner bescheidenen Wiesen eingeheimst hatte, so eilte er dem Reicheren zu Hilfe. Lohn bezahlte der keinem, aber er ernährte den Helfer reichlich. Gewiß ist, daß keiner eine andere Hantierung begann, ehe nicht das letzte Hälmchen auf dem ganzen Gebiet gefallen und eingeheimst war. Das kam namentlich den Familien wohl, in welchen Krankheit oder gar der Tod eine Lücke gerissen und eine Arbeitskraft gelähmt oder geraubt hatte.

Originell ging es bei den Neubauten zu. Lange vorher wußte man es, daß, wo und wann die Schar der über allen Hügeln zerstreuten steinbeschwertten Dächer um eines vermehrt werden sollte. Man half schon vorher an gelegentlichen freien Tagen bei der Zufuhr von Holz und Steinen. In Fondoy z. B. war das eine mühselige Arbeit. Das Holz mußte aus der Tiefe geholt werden, von Langwies oder aus dem Fideriserwald. Wenigstens war es billig. Noch im Jahr 1870 kostete der Stamm einen Bürger 5 Rappen, und vorher wird er ihn wohl kostenlos bekommen haben. Aber auch die Steine schaffte man schwer herbei, denn auf und ab, hin und her führten die holperigen Pfade ganz nach den Caprizzen der Besitzer einzelner Niederlassungen, und meist war sogar kein Weg vorhanden, die kleinen Ställe und Heubargen saßen mitten in den

Wiesen. Das Bauholz wurde deshalb zugefahren, wenn der Schnee, als Straßenbauer, alles verebnet hatte, und die Steine führte man auf Schlitten herbei, auch wenn das Land übergrünt war. War endlich der Tag des Baubeginns da, so stellten alle Mannen, die abkömmlich waren, sich mit ihren Werkzeugen ein. Sie verstanden sich alle auf das Zimmern der Ställe und der Blockhäuser, in denen die Dramen ihres bescheidenen Lebenslaufes sich abspielten. Die Maurerarbeit an Sockel und Kamin besorgten Berufsleute, ein Schreiner legte die letzte Hand an Fenster, Türen, Bänke und die eingebauten Betten. Für ein bescheidenes, kleines Buffet, in dem die bunten Kacheln und Gläser aufbewahrt wurden, auch etwa ein paar Rahmschüsseln aus der St. Antönier Töpferei, mußte er seine ganze Kunst einsetzen. In kurzer Zeit konnte das Haus bezogen oder der Stall mit duftendem Heu gefüllt werden.

Dem schönen alten Brauch, daß das Bauholz nicht an den Kirchweg gelagert werde, damit die Gedanken der frommen nicht zu weltlichen Betrachtungen erregt würden, wurde nachgegeben. Nur mein Großvater Joos W. hat dies eines Tages versäumt, und deshalb mußte er, wie meine Großmutter mir mit leidenschaftlichen Klagen versicherte, allzu früh bald darauf sterben.

Gegenseitige Hilfeleistung erfuhren die Frauen namentlich bei der «Buchi», den Frühjahrs- oder Herbstwäschen, doch wird keine andere sie so sehr benötigt haben wie Frau Cathrina. Ihr großer Haushalt verschlang eine Menge Wäsche, und da von ihr selbst und der alten Magd immer fleißig Garn gesponnen und im Hause selbst verwebt wurde, war der Wäscheschatz groß. Lange Jahre nach ihrem Tode zählte man noch 775 kleinere und größere Stücke, alle aus dem körnigen Hausleinen gefertigt. Die Langwieserinnen rechneten es sich zur besonderen Ehre an, diesen Schatz bei der großen «Buchi» durch ihre Finger laufen zu lassen, wenn sie sie auch dabei verbrannten. Man wusch nämlich noch nicht mit Seife — das war der Luxusartikel einer viel spätern Zeit — sondern mit einer so scharfen

Aschenlauge, daß die Haut sich hie und da von den Händen löste. Die Wäscherinnen bekamen ebensowenig klingenden Lohn wie die Heuer und die Bauleute. Frau Cathrina hielt aber darauf, sie königlich zu bewirten. Neben den kräftigen, dem Landesgeschmack entsprechenden Sachen, standen auf ihrem Tisch besondere Delikatessen: die schneeweiße Pitta, den Himbeergelee, an welche die Frauen, so g'lustig sie auch waren, sich nur nach langem Nötigen heranwagten, und der damals noch so seltene Kaffee, den niemand recht zu bereiten wußte als Frau Cathrina. Noch 40 Jahre später suchte man, wie ich es selbst erlebte, in Fondoy den Wohlgeschmack ihres Kaffees dadurch zu erreichen, daß man ihm Zimmet oder Nelken zusetzte.

Auch die Jugend verpflichtete sich Frau Cathrina zu einem Dienstag im Jahr, der zugleich ihr höchster Freudentag war. Das war, wenn auf dem herrlichen Alpgut, dem «Boden», das Heu eingeführt wurde. Schon tags vorher ging sie ans Küchlibacken. Sie wurden in einer Gelte geborgen, die man an die Wand auf einen Tisch stellte. War sie voll, so beigte man die Küchlein noch der Wand nach auf, weil die Jugend von ihrem Appetit alljährlich das beste Zeugnis ablegte. Der Rahm wurde auch ein paar Tage vorher schon täglich von der Milch geschöpft. Am großen Tage sammelte sich die Jugend von allen Seiten und zog erwartungsvoll auf das frei über der Tiefe gelegene Plateau. Unter Jauchzen und Singen brachte sie das Heu in den Stadel. Zwischen der Arbeit fand die köstliche Bewirtung statt, und dieses Fest warf auf das ganze, in tausenderlei Beschränkungen durchpilgerte Jahr einen hellen Sonnenglanz. Gesegnet sei schon dafür das Andenken der guten Frau Cathrina! Der «Boden» hat für die Familien Janett und Weber noch eine besondere Bedeutung. Ihre Söhne, Paul und Johann, die Altersgenossen und Freunde waren, schlichen sich, als sie 14 Jahre alt waren, in einer hellen Mondscheinnacht, die sie nicht schlafen ließ, aus dem Haus. Sie drangen vor, bis an den Rand des Plateaus. Von hier aus spähten sie in die Ferne, wo ein Felsenwall über dem andern



Frau Cathrina.

sich erhob und Firnen, Hörner und Zacken geheimnisvoll in dem fahlen Lichte schimmerten, während in den dunkeln Tiefen die Wasser leise rauschten. Da ergriff sie eine unendliche Sehnsucht nach fremden, weiten Welten, und sie schwuren einander zu, die enge Heimat zu verlassen und etwas Rechtes zu werden.

Sie fühlten, daß ihnen eine richtige Schulung fehle, um in der Welt etwas zu bedeuten, und die Eltern gaben ihrem Drängen nach, sie im darauf folgenden Winter nach Chur zu schicken. Hier hielt im «Süßen Winkel» ein Herr Sutter eine Schulklasse, in welcher Landkneben für die Kantonsschule vorbereitet wurden. Sie lernten Lesen, Schreiben und Rechnen sowie Bündnergeschichte und Geographie. Unter den Schulgenossen waren auch zwei Städter, der spätere Oberbauinspektor Salis und Kantonsobersal Salis. Beide waren gütig gegen die unbeholfenen Landsöhne und blieben mit ihnen befreundet bis ans Lebensende.

Der Unterricht dauerte 6 Monate. Dann konnte der vom Schicksal begünstigtere Paul Janett in die Kantonsschule eintreten, während

mein armer Vater kummervoll wieder auf den wilden, steinigen Pfaden der Heimat zuwandern mußte, einen Teil seiner Habseligkeiten auf dem Rücken tragend. Wohl folgten ihm 2 Briefe, einer von Rektor Hold, der andere von Professor Röder. Sie waren von Sutter auf den begabten Knaben aufmerksam gemacht worden und ermunterten nun seinen Vater, ihn studieren zu lassen. Er willigte nicht ein, und so sind diese 6 Monate die *einzig* vernünftige und geregelte Schulzeit gewesen, die Joh. Weber in seinem Leben gegönnt waren. Die Langwieser Schule, die er genossen hatte, konnte wirklich nicht mitgerechnet werden. Erst ein paar Jahre später gelang es ihm, sich von daheim loszureißen und von Stufe zu Stufe, jeden Schritt mit Anstrengungen und Entsagung vorwärtsetzend, sich langsam emporzuarbeiten.

Die Langwieser begriffen nicht, daß die jungen Leute sich von den schönen Gütern und «dem liaba Vieh» trennen konnten. Die schöne Viehhabe der Frau Cathrina mußte von ihrem alten, treuen Dienstpersonal aufmerksam gepflegt, ja verwöhnt werden. Ein Pferd besonders wurde, als Liebling des Hauses, auf alle Weise verwöhnt und nützte seine bevorzugte Stellung ganz ergiebig aus. Bei jedem Anlaß wußte es sein Stück Brot oder seinen Zucker zu erobern. Am leichtesten wurde ihm das auf dem «Boden», wo es im Sommer die herrliche Alpweide genoß. Das Wohnhaus und die es umgebende große Wiese waren durch einen Zaun von der Weide getrennt, aber der Fuchs überwand dieses Hindernis mit einem frohen Satz, steuerte flink dem Hause zu, drang ungeniert durch die offene Türe ein, öffnete die Stubentüre durch einen Druck auf die Falle, streckte den Kopf in die Stube und wick nicht von der Stelle, bis er vom Büffet sein Stück Zucker bekommen hatte. Dafür war er aber auch der zuverlässigste Diener des Hauses. Im Sommer führte er Heu, im Winter Holz, und besondere Aufgaben waren ihm im Vorwinter auf dem Boden anvertraut, wo man mit der ganzen Viehhabe bis nach Neujahr das herrliche Alpheu ausfütterte. Da kam es denn öfter vor, daß man durch den hohen

Schnee von der ganzen Welt abgeschnitten wurde. Fünf bis sechs Fuß hoch überdeckte er Steg und Weg. Man muß den «Boden» einen der schönsten Erdenflecke nennen, und wenn der strahlende Sonnenschein oder das milde Mondesleuchten sich über das weiße Land ergoß, machte es einen imposanten, ja überwältigenden Eindruck durch die lautlose Stille, den scheinbar ungetrübten Frieden, der sich mit all dieser Schönheit verband.

Frau Cathrina hat öfter das Neujahrsläuten vom Churer Martinsturm gehört, wenn die festgefrorene Schneedecke den Glockenschall bis auf den «Boden» trug. Es kamen da oben aber auch herbe Tage. Gewaltige Stürme jagten über das exponierte Hochplateau hin. Heftige Gewitter mit Blitz und Donnerschlag umbrausten im Sommer die einsame Niederlassung, im Winter wurde sie vom Schneetreiben mit eisigen Flocken umhüllt bis über die Fenster des ersten Stocks. Einst schlug der Blitz in die Sense der mähenden Frau Cathrina und streckte sie betäubt zu Boden. Doch verlief der Unfall glücklicherweise ohne nachteilige Folgen. Im hellen Sonnenschein kreisten Lämmergeier, Steinadler und die freche Gilde der Habichte, ihre Opfer ausspähend über dem «Boden», und in der Dunkelheit der Nacht trieben Bär, Luchs, Wolf, Fuchs, Marder, Wiesel, Uhus und die übrigen Eulen auf vielfache Art ihr Mordwesen. Heute sind dort Bär, Luchs, Wolf, Lämmergeier auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Frau Cathrina zeigte ihrem Enkel, Herrn Daniel Janett, auf dem Wege von Langwies nach dem Boden mehrmals die Stelle, wo sie den letzten Luchs gesehen hatte, und erzählte ihm von einem Kampfe mit zwei großen Uhus, die, angelockt von dem Duft des im Kamin hängenden Fleisches, durch denselben hinter flatterten, aber den Ausgang nicht mehr finden konnten. Sie wurden, trotz verzweifelter Gegenwehr, für immer unschädlich gemacht.

Nach Neujahr, wenn das Heu ausgefüttert war, wurde wieder zu Tal gefahren, und jetzt lag dem braven Fuchs die wichtigste Arbeitsleistung des ganzen Jahres ob. Für Menschen und Vieh mußte er in dem tiefen Schnee einen

Langwies um die Jahrhundertwende. Im Vordergrund rechts neben der Kirche das Haus «am Bach», in welchem Frau Cathrina lebte und wirkte.



Weg brechen, und er war sich seiner großen Aufgabe mit Stolz bewußt. Voller Freude ließ er sich vor den mit Hausrat bepackten Schlitten spannen, wobei kein Leitseil gebraucht wurde. Wußte er doch ganz genau, welches die Aufgabe seines heutigen Tagewerkes sei. Ein ermunterndes Wort des Knechtes gab das Signal, und mutig stieß der Fuchs vom heimeligen, warmen Winterquartier ab und wagte sich in die eisigen Schneemassen hinaus, die er höchstens mit dem Kopf überragte. Mit staunenswerter Sicherheit wußte er sich Bahn zu brechen, ohne auch nur im geringsten vom Wege abzugleiten, der spurlos unter der starren weißen Decke verschwunden war. Es war eine gewaltige Arbeit für das brave Tier, und bald zeugten Dampfwolken, die über dem Kämpfenden aufstiegen, welche Anstrengung sie ihn kostete.

Hinter dem Knechte her, der dem Fuhrschlitten folgte, kam die Viehhabe, voran die größern, hinterher die kleinern «Hopte». So wurde für Frau Cathrina und ihre Magd ebene, gangbare Bahn getreten. Den Schluß der Karawane bildete ein Trüpplein Schweine, die, ihrer dunkeln Behausung entsteigend, verwundert und mißtrauisch die reine weiße Wegsame betraten und durch unvorsichtige Seitensprünge oft die hohen Seitenwände der

Schneebahn erschütterten, so daß sie über ihnen zusammenbrachen. Unter jammervollem Gequieke ließen sie sich alsdann wieder aus ihrem blendenden Schneegeben herausheben.

Zur Sommerszeit beanspruchte eine Talfahrt vom «Boden» kaum mehr als eine Stunde, ein solches «Aperstellen» aber gebrauchte einen starken halben Tag. Der Fuchs, der dabei seine Aufgabe immer tadellos erledigte, wurde dafür auch besonders gefeiert.

Auch ein schöner Hund wußte Frau Cathrinas besondere Liebe zu gewinnen. Es war ein großer Hühnerhund, den einst Kantonsobers v. Salis als Gegengeschenk für eine zahme Pernise der bewährten Tierfreundin übergeben hatte. Er hieß Kavalier; da er aber die guten Tage bei seiner Gönnerin nicht ertragen konnte, machte er seinem Namen bald wenig Ehre. Er wurde anspruchsvoll und war bald von unerträglicher Zudringlichkeit. Wenn Frau Cathrina in der Küche etwas Gutes zubereitete und er nicht die erste Probe bekam, z. B. das erste knusprige Küchlein, murrte und knurrte er drohend. Zum großen Leidwesen der guten Frau mußte schließlich der undankbare Kavalier abgetan werden. Bei der großen Liebe, die sie für die Tierwelt hatte, war ihr die Jagd selbstverständlich ein Greuel. Es war einst im Herbst, als sie, vom Obern Haus

kommend, ihren Enkel Daniel an der Hand führend, auf dem Platz zwei stattliche Peister Jäger erblickte, die, um auszuruhen, ihre schöne Beute, 3 Gemen, auf eine Welle Blöcker niedergelegt hatten. Die zarte, kleine Frau lenkte bestimmten Schrittes auf sie zu, erwiderte kaum den gebotenen Gruß und begann eine Moralpredigt über die Ruchlosigkeit, solche harmlosen Tiere in der freien Gottesnatur zu verfolgen und zu töten. Der kleine Enkel fürchtete, daß die beiden kräftigen Männer sich so herbe Vorwürfe von seinem unansehnlichen Großmütterchen nicht werden gefallen lassen und war froh, als sie mit unzufriedenen Gesichtern ihre Beute wieder aufhoben und Peist zuwanderten.

Die Laune der guten «Nonna» aber war für den ganzen Tag verdorben, und sie schimpfte zur alten Greta über den «leiden Stär». Das war der Übername des einen der beiden Jäger.

Diese Greta war eines der wichtigsten Inventarstücke des Hauses und mit seinen Interessen aufs engste verwachsen. Dazu war sie erfinderisch. Alles, was sie sah, wußte sie irgendwie nutzbringend zu verwerten. Wenn man wochenweise auf dem «Boden» eingeschneit war, machte sie im Notfall den Schuster. Mit Tannenharz drehte sie starken Leinenfaden zusammen, schwärzte ihn mit Ruß und wußte damit durch das Leder zu dringen und so das Schuhwerk der Gesellschaft in Ordnung zu halten. Sogar die Pfannen flickte sie, und zwar mit Werg, den sie mit Kalk und Fett vermischte. Nach und nach aber vertrug auch sie die guten Tage nicht mehr und maßte sich allerlei Rechte an, die ihr nicht übertragen worden waren. Frau Cathrina besaß eine kleine Kiste voll der wertvollsten Sachen. Da waren uralte, in Holz geschnitzte Rodel, flache Scheiter mit eingeschnitzten Hauszeichen und Dokumente, die bis in das Jahr 1437 zurückreichten und wahrscheinlich die Zuteilung des Hochgerichts Langwies an Kunigunde von Mont-Tettnang oder Cathrina v. Sax betrafen. Diesen Schatz ließ sich die alte Greta in Abwesenheit ihrer Herrin abschwatzen, und er ging der Familie für immer verloren. Es verblieben ihr aber noch manche interessante Ak-

ten, die nicht in jener Kiste aufbewahrt waren, so z. B. solche über Hexenprozesse.

Langwies hatte bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts kein Wirtshaus, und doch wurden zuweilen Wanderer dahin verschlagen, die eines Obdachs dringend bedurften. Meist kamen sie abends ganz erschöpft von der schlechten Wegsamen an und wollten am kommenden Tag über den Strela nach Davos. Junker Daniel Pellizari und Frau Cathrina haben sich der Menschenpflicht, diese Leute aufzunehmen, niemals entzogen. Manche wurden zum Nächtigen aufs Heu gewiesen, andern aber opferte man die vorrätigen Betten. Viele wußten nicht, daß sie ihre Aufnahme der Güte verdankten, machten unbescheidene Ansprüche, stellten zudringliche Fragen und waren bei der Abreise tief beschämt, wenn ihnen keine Rechnung ausgestellt wurde. Andere ließen sich das nicht gefallen und insistierten so lange, bis Frau Cathrina zu Greta trippelte und mit ihr in tausend Ängsten, daß sie sich zu hoch summieren könnten, die paar Blutzger eruierte, welche die einzelnen Sachen wert sein konnten. Sich selbst zu schädigen, befürchtete sie nie. Aber für den Unbekannten wollte sie sparen.

Beim Junker trafen hauptsächlich bündnerische Gäste ein, Holzhändler, Viehhändler, Prättigauer Notabilitäten, die im vordern Schanfigg Geschäfte besorgten oder Begräbnissen beiwohnten und so weiter. Die bildeten dann am Abend mit dem Junker eine gemütliche Vereinigung. Der Wein löste ihre Zungen und entlockte ihnen die Geheimnisse ihrer Familien und ihres Wohnorts sowie ihre Meinung über die Geschehnisse in der weitem Welt. Junker Daniel war selbst einmal in der großen Welt gewesen. Er hatte als Offizier in Holland gedient und im Veltlin geamtet. Auch die Liebe hatte sein Herz berührt, und er war im Begriff gewesen, sich mit einer unserer stolzesten Schönen zu vermählen. Da nahte sich ihr ein noch vornehmerer Mann. Sie gab dem wackern Junker den Abschied, und an der Seite jenes andern zog sie als Herrin in eines unserer schönsten Schlösser ein. Diese Untreue entleidete Daniel Pellizari den Aufenthalt in

der falschen Welt, und er zog sich für immer nach Langwies zurück. Hier war er unbestritten der Erste, ja sogar der Erste des ganzen Schanfiggs, und er nützte seine Stellung, um vielen, vielen Gutes zu erweisen. Auch mein Vater durfte 3 Winter bei ihm in seiner Kindheit verbringen, um das zu besuchen, was man Schule nannte. Mit Staunen beobachtete er, wie der Junker des Morgens Kölnisches Wasser zur Toilette brauchte. Über seinem Bette hing ein rundes Weidenkörbchen. Fiel ihn nachts der Hunger an, so ließ er es an einer Schnur, die neben seinem Kopfkissen, an der Wand, befestigt war, herab, knusperte an den Süßigkeiten, welche die brave Haushälterin ihm dort bereit hielt, und sandte es dann wieder hinauf in trostreiche Nähe.

Die Welt, die nun, wie von Dunst verschleiert, für ihn in weiter Ferne lag, interessierte ihn doch sehr. Was ihm von ihr berichtet wurde, faßte er voll Anteilnahme auf. Er erzählte es gelegentlich seinen bescheidenen Freunden, und so kamen die Neuigkeiten ins Dorf und verbanden es flüchtig mit der Allgemeinheit.

Mein Oheim, Landammann Joos Weber, bestand einstens mit dem guten Mann ein merkwürdiges Abenteuer. Sie waren eines Abends zusammen beim Pfarrer (Buchli?) und besprachen bis in die tiefe Nacht an Hand vorliegender Bücher die Interessen der Gemeinde. Endlich erhob sich der Gottesmann, um dem Zimmer frische Luft zuzuführen. Mit einem halb unterdrückten «Herr Jessas, Herr Jessas» prallte er vom Fenster zurück. «Was isch, was isch?» frugen die andern, und er leise: «Chumat, luagat!» Schon waren sie am Fenster und sahen nun alle drei den Platz angefüllt mit dem traurigen Volke der Toten, mit Männern, Weibern, Kindern. Manche erkannten sie und flüsterten sich bebend ihre Namen zu. Viele, viele aber waren ihnen fremd und trugen zum Teil merkwürdige Gewandungen. Dann sahen sie, wie langsam die dichte, unheimliche Schar sich auflöste und verschwand. Der Mond hatte über die ganze Zeit hell geschienen und blieb auch hell und klar. Mein

Oheim ließ deshalb nie gelten, daß eine Sinnestäuschung möglich gewesen sei.

Er war ein nüchterner Kopf und grundgescheit. Über alle die ruhelosen Geister, die Gespenster, die man bei verschiedenen einsamen Niederlassungen gesehen haben wollte, lachte er, ebenso über das in eine Kuhhaut eingenähte Mannli, das brüllend durch ein gewisses Töbeli herunterkollerte und sich in dunklen Nächten dem Wanderer vor die Füße legte. Das laute Schreien und Jammern, das an anderer Stelle sich aus dem Tosen der Plessur herauschwang und den Vorübergehenden mit Grauen und Entsetzen erfüllte, wollte er auch nie gehört haben. Aber das Totenvolk konnte man ihm nicht wegdisputieren. Er hatte es ja mit seinen hellen Falkenaugen gesehen, auch der Pfarrer und der Junker, auf dem er so viel hielt und dem er so viel verdankte, vor allem die Kenntnis eines weitem Lebenskreises. Mir lief es zuweilen kalt über den Rücken, wenn ich bemerkte, wie genau er das Wesen, das Treiben und die Erlebnisse unserer Bevölkerung kannte, wie z. B. Familiengeschichten, über denen da draußen längst das Gras barmherzigen Vergessens wuchs, in ihm weiterlebten

*Dann beschriftet, bis dann
Freunde unserer Familien*

*Herrn Daniel Sanett
zuhand.*

*von
Emilie Manatschal - Heber*

Gezeichnet im Wintersemester 1914.

Titelblatt der handschriftlichen Aufzeichnungen der Verfasserin.

und wie er in seiner Einöde an den totenstillen Abenden den Seelenregungen nachspürte, die sie verursacht haben konnten. Es war, als ob er den Drang in sich spürte, der Geschichtsschreiber seiner Zeit zu sein. Bücher las er nie. Er machte sie sich selbst, wenn er grüblerisch auf der Ofenbank saß, den gesenkten Kopf in die Hände vergrabend, die Ellbogen auf die Knie gestützt und von Zeit zu Zeit durch einen kräftigen Zug aus der Pfeife beweisend, daß er nicht eingeschlafen sei. Die kleinen Churer Zeitungen brachte damals der alle Samstag erscheinende Säumer ins innere Schanfigg, auch die Briefe oder Pakete, die sich im Laufe der Woche angesammelt hatten. Daß er auch der Verbreiter der neuesten Ereignisse war und schon deshalb überall, wo er ankehrte, hoch willkommen war und freundschaftlich bewirtet wurde, wenn er sich dieser Güte nicht entzog, das versteht sich von selbst.

Trotzdem waren diese Männer, soweit ich sie kannte, niemals Klatschbasen, sondern stete, ruhige, allgemein geachtete Vertrauensleute, die auch etwa Einkäufe für andere besorgten. Den Kampf mit den Stürmen und den Wildwassern, die oft ihre Pfade und ihre Brücklein zerstörten, führten sie mit wahrem Heldenmut und unter Einsetzung wahrhaft eiserner Kräfte.

Typisch waren auch die Reisen der Frau Cathrina, die sie mit ihren kleinen Enkeln alljährlich von Chur nach Langwies und von dort zurück unternahm, um sie in die sommerliche Bergluft zu bringen. Ihr Sohn hatte sich nach beendeten Studien in Chur niedergelassen und sich jung mit einem Fräulein El. Denz verheiratet. Sie war eine sehr kluge, selbständige und gescheite Frau, die dem Leben mit Ernst und Würde entgegensah, Einfachheit und Fleiß hochhielt und trotzdem stets und überall den Eindruck einer gebildeten Frau, die sie auch wirklich war, hinterließ. Auffallend an ihr war die gute Haltung und der leichte, ja schwebende Gang. Nicht immer machte sie diese Sommerreisen mit. So mußte sie einmal, bald nach der Geburt des Sohnes Daniel, das Bad Fideris aufsuchen

und nahm die ältern Kinder dorthin mit, das jüngste unter der Obhut der Frau Cathrina zurücklassend. Diese aber konnte sich nicht entschließen, den kleinen Enkel über die heißen Monate in Chur zu lassen, und so sicherte sie sich denn die Hilfe der jungen starken Dorothe von z'Müllershus zur Bergfahrt. Das ganze Reisegepäck bestand in einem Tragbettchen, in dem die letztere mit aller Vorsicht das kaum 6 Wochen alte Büblein trug. Der Mut aber, mit dem die beherzte Frau die lange und beschwerliche Reise angetreten hatte, sollte auf eine Probe gestellt werden. Als man schon den schlimmsten und längsten Teil des Pfades überwunden hatte und den Gadenstätten vor Molinis zustrebte, erhob sich plötzlich ein Gewitter, das mit voller Wucht losbrach. Die geängstigten Frauen suchten Unterkunft in einem Stall und hofften bald wieder aufbrechen zu können. Aber das Gewitter legte sich nicht, jede Aussicht, den Weg noch vor der Nacht fortsetzen zu können, schwand und so mußte das bedrängte Großmütterchen sich entschließen, auf dem Stall ein dürftiges Lager zu beziehen. Das hätte an und für sich nichts zu sagen gehabt, aber der qualvolle Gedanke, daß hier für das arme Würmchen im Tragbettchen keine Milch zu beschaffen sei, verursachte ihr unvergeßliche Angststunden, von denen sie erzählte, so oft die Familie wieder an den Stall vorüberzog. Der kleine Daniel aber schlief die ganze Nacht durch, und als bei Tagesanbruch das schützende Obdach verlassen und in Molinis Milch aufgetrieben wurde, schmeckte sie ihm um so besser. Ganz im Gegensatz zu dieser Reise war die Übersiedlung der gesamten Familie Janett allemale ein höchst stattlicher Aufzug. Nach den nötigen Vorbereitungen erschienen am festgesetzten Tag in aller Morgenfrühe 3 Saumpferde, geführt vom alten, bewährten Diener Hans Bircher. Auf das erste wurde ein hölzerner, lehnstuhlartiger Verschlag geschwallt, in welchem abwechslungsweise zwei Kinder Platz nehmen konnten. Die beiden andern Pferde wurden mit den nötigen Lebensmitteln bepackt, und hiefür dienten besonders

alte Felleisen, teils aus Leder, teils aus starkem, blauem, wasserdichtem Tuch. Diese Felleisen hatten in frühern Jahrhunderten lange, mühsame Reisen nach dem Veltlin und zurück gemacht. Seit es keine Saumpferde mehr gibt, sind auch sie in den Rumpelkammern verschwunden. Bequemen Schrittes bewegte sich die stattliche Karawane über die primitiven und mühseligen Bergpfade ihrem Ziele entgegen, indem sie über Praden und Tschierschen, wo die Haupttrast gehalten wurde, durch die Gadenstätte nach Molinis und von dort dem Wasser entlang nach Langwies zog. Oft gab es schwierige Passagen, wenn das Unwetter stellenweise die dürftige Wegsame zerstört hatte und weggespülte Stege die ganze Geschicklichkeit des langen, baumstarken Bircher erforderten, um alles in Sicherheit zu bringen. Wenn möglich durfte er im übrigen keinen Schritt von dem Pferde fort, das die Kinder trug. Die steilen Stellen wurden der guten Frau Cathrina nach und nach beschwerlich. Da erfaßte sie als hilfreiches Schlepptau den Schweif des letzten Pferdes, was ihr den Marsch sehr erleichterte. Die Saumpferde waren alle daran gewöhnt, alten Leuten diese Erleichterung zu gewähren, und taten es gutwillig.

Als die Enkel heranwuchsen, lud Frau Cathrina ihnen zulieb Sommergäste in ihr stilles Haus. So waren z. B. Fräulein Jacobea Bauer und Fräulein Anna Capeller oft in Langwies, die erstere auch in einem Sommer, den Ninette Janett in der französischen Schweiz zubrachte. Gerade in diesem Moment sollte die höchste Anforderung an die Gastfreundschaft der alten Frau gestellt werden.

An einem Augusttage — es muß ums Jahr 1852 gewesen sein, kam von Chur der Bericht, daß eine Gebirgsartillerie-Batterie ein treffen werde, die gepflegt und einquartiert werden solle, da sie am kommenden Tag über den Strela nach Davos ziehen müsse. Der Schreck, den diese Nachricht hervorrief, war groß, denn das Dorf war ausgestorben. Der Junker hatte längst das Zeitliche gesegnet und außer dem Pfarrer war alles mit Kind und Kegel bei der Heuernte in den Bergen.

Aber wie ein guter General faßte die tapfere, bescheidene, nun 63jährige Frau sich bald und hielt Heerschau über die ihr verbliebenen Truppen. Da war also der rasch herbeigeholte Pfarrer, dann Fräulein Bauer, die alte Magd Greta, der wackere Hans Bircher und ein junges «Chnechtji», das im Departement des Äußern beschäftigt war. Jedes erhielt sofort seine Aufgabe. Hans Bircher eilte in die Alp, um ein paar Schäfchen schlachten zu lassen. Die Magd mußte den großen Backofen anzünden und Brot machen und einschießen. Der Pfarrer bemächtigte sich der Aufgabe, das große Buchikessi vor dem Haus mit Wasser zu füllen und ein wahres Höllenfeuer darunter zu erhalten, indem er Totsch um Totsch in den glühenden Rachen der Feuerstelle warf. Zwischenhinein suchte er im Dorf eine noch ungebrauchte Mistgabel und hatte das Glück, sie aufzutreiben.

Frau Cathrina selbst rüstete den Suppenreis, das Salz, zog Kohlrabi, Kohl, Rüben und Räben aus der schwarzen Erde ihres Hausgärtleins und wusch sie am Brunnen. Fräulein Bauer deckte auf dem obern Gang den Tisch für die Offiziere, schleppte in alten verfügbaren Krügen und Stutzen Wein aus dem Keller herauf und holte aus dem Spicherli, was von feinem und gedörtem Fleisch und Speck da war. Endlich stiegen aus dem Buchikessi dicke Dampf wolken auf, das Wasser kochte, und nicht lange darnach sah man Bircher schweißstriefend unter seiner Fleischbürde einherwanken. Jetzt wurde alles ins Wasser geworfen, was an Eßbarem gerüstet worden war, und der Pfarrer trat in die Hauptaktion. Mit der eroberten Mistgabel stellte er sich zum Buchikessi, tauchte alles wieder unter, was im Strudel in die Höhe kam, und schüttete neues Wasser hinzu, wenn zu viel verdampfte. Von Rauch und Dampf umwallt, von Feuersgluten illuminiert stand er da wie eine Gottheit!

Frau Cathrina, sobald sie die größte Arbeit besorgt hatte, erinnerte sich der feinern Genüsse und daß Herrenleuten «dia g'schentig Woor» manchmal noch besser schmecke als das solide Essen. «Gang waidli waidli um

Heidberri» befahl sie dem Chnechtji. Und es lief dem Schmidewald zu, wo sie stets so reichlich wuchsen, daß sie mit einem weiten Kamm abgestreift werden konnten. Sein Kratten war bald voll, und als er aus dem Schatten der Tannen heraustrat, sah er schon die ersten Soldaten um eine Ecke biegen und dem Dorf zusteuern. «Sie chumman, sie chumman», rief er gellend, und alle stellten sich bereit, und alles war bereit. Die paar abgearbeiteten Leute durften es sich mit Stolz und Freude sagen.

Auf der samtgriinen Wiese hinter dem Haus lagerten und speisten die Soldaten. Die Offiziere, aufs angenehmste überrascht, betraten den obern Gang, dessen schön gedeckte, allerlei Kostbarkeiten aufweisende lange Tafel ihm ein festliches Gepräge gab. Der wackere Hans Bircher aber hatte für die 50 Pferde in den verlassenem Ställen Quartier und Fütterung zu beschaffen, wobei das «Chnechtji» ihm zur Hand ging.

Am folgenden Morgen war Aufbruch und Weiterreise nach Davos. Alles war voller Staunen und Bewunderung darüber, daß es, ohne längere Vorbereitung, einer alten Frau und einer Handvoll Leute möglich gewesen war, eine Truppe Gebirgsartilleristen aufzunehmen und zu befriedigen. Noch einmal machte eine Truppe Anspruch an Frau Catharinas Gastfreundschaft. Das war, als ein unberatener Lehrer, der den harten Weg durch die 10 rechtsseitigen Töbel des Schanfiggs nur der Karte nach kannte, am späten Abend mit einer Knabenschule ankam, nicht wissend, daß kein Wirtshaus zu finden sei. Die armen Buben waren von der Hitze und dem langen Wandern gänzlich erschöpft. Während der Lehrer im Unterhaus mit Frau Catharina wegen eines Nachtlagers verhandelte, schliefen mehrere stehend ein, und die beiden Vordersten, die nahe der Kellertüre postiert waren, fielen schlafend über die Treppe hinunter. Immer noch schlafend hob man sie unten auf. Sie waren zu Tode entkräftet. Am andern Tage aber konnten alle wieder gestärkt und wohlausgeruht den Weg über den Strela nach Davos unternehmen.

Pfarrer Brassel, der bei der Aufnahme der Soldaten so unübertreffliche Dienste geleistet hatte, war, wie er mir selbst sagte, der Sohn armer Eltern von Trübbach. Unter großen Entbehrungen schlug er sich durch seine Studienjahre. Als er unsere Kantonsschule besuchte, mußte er an jedem Samstag nach Schulschluß zu den Eltern gehen, das Wetter mochte noch so scheußlich, der Weg noch so ungangbar sein, nur damit er am Sonntag ohne Kosten leben könne. Sonntag abends kehrte er dann wieder zurück und hatte also an den beiden Tagen mindestens 12 Wegstunden zurückgelegt. Die Armut, die Entbehrungen, die Überanstrengungen vermochten aber die reine, gütige und ganz naive Seele des seltenen Mannes nicht zu trüben. Bei Antritt der Pfarre in Langwies erhielt er ein Stück minderwertigen Boden als Pfrundgut. Er nahm es gelassen entgegen wie alles, was das Leben brachte, gut und böß. Als Optimist aber sagte er sich, daß daraus noch ein besonderes Vergnügen gewonnen werden könnte. So lud er dann in jedem Frühjahr die gesamte Jungmannschaft zum «Räumen» dieser Wiese ein. Da wurden Steine aufgegeben und weggekarrt, Wurzeln ausgegraben usw., und zwar alles in heiterster Laune. War die Arbeit am Abend beendet, so bot der Pfarrherr dem fleißigsten Mädchen den Arm und stellte sich an die Spitze des kleinen Zuges, der sich hinter ihm formierte, und zog mit ihm ins Pfarrhaus, wo die Magd einen guten Kaffee bereit hielt. Es ging lustig in dem sonst stillen Hause zu, bis man sich trennen mußte. So hat Pfarrer Brassel in wenigen Jahren aus kümmerlichem Erdreich für sich und seine Nachfolger eine schöne Wiese gemacht und nicht mit sauerem Schweiß, sondern unter Scherz und Lust.

Er liebte die Jugend sehr. Darum fiel es ihm auch nicht ein, an einem uralten Brauch zu rütteln, trotzdem auch in Langwies die Dämmerung einer neuen Zeit das Dunkel etwas zu lichten begann. Die Kinder, denen ja Spielzeuge mangelten und die niemand zu heiterem Zeitvertreib anregte, pflegten viel miteinander zu ringen, natürlich in allem Frieden. Ehe aber

der Konfirmationsunterricht begann, wollten die Buben zum letztenmal den Mädchen zeigen, wer stärker, also der Herr sei. Sie forderten sie zum Zweikampf auf dem «Tanzboden» auf. Das war eine kleine flache Wiese beim Dorf. Und die Mädchen, ihrer erstarkten Kraft froh bewußt, gestachelt von Trotz, zögerten nicht, den Fehdehandschuh aufzunehmen. In heißem Ansturm warfen sie sich in den Kampf, und oft blieb er lange unentschieden. Aber nach und nach erlahmte ihre Kraft, und wenn es ihnen auch gelang, die schwächern Knaben niederzuringen, so siegten doch die Stärkern. Nur einmal hat eine Langwieser Brunhild, Urschla Roth, einen Knaben nach dem andern geworfen, scheinbar ohne Ermüdung. Außergewöhnliche Muskelkraft war der Besitz ihrer ganzen Familie. Der Sohn Klas soll sich mehrmals im Militärdienst als stärkster Bündner erwiesen haben. Vom Ausgang des Ringkampfes an waren Buben und Mädchen geschiedene Leute. Die Buben rotteten sich zusammen, die Mädchen sonderten sich ab. Große Sittenstrenge hielt auch die ältere Jugend von einander fern. Nur am Bergsonntag wurde wacker getanzt, 24 bis 36 Stunden lang, wenn die Lust über allen zusammenschlug, gewöhnlich aber nur während eines Nachmittags und einer Nacht. «Gehengert» wurde damals nur mit bestimmter Heiratsabsicht und mit Einwilligung der Eltern des Mädchens und zwar in der Stube, nicht in der Kammer, während mancherorts in unserm Kanton der Hengert eine Tändelei war, zu der die Eltern die Augen schlossen. Eine Verlobung war erst perfekt, wenn der Bräutigam der Braut eine Schaumünze oder ein in seiner Größe den Verhältnissen entsprechendes Goldstück schenkte, das oft uralter Familienbesitz war. In diesem letzten Falle war meist ein Loch hineingebohrt worden, damit die Frauen es den Granaten zugesellen konnten, die am Hochzeitstag oder bei besondern Anlässen ihren Hals schmückten. Oft waren diese Ketten auch mit sehr schönen Schließen aus Silber- oder Goldfiligran verziert. Aber die Braut kam manchmal lange nicht dazu, mit

diesen Sachen Staat machen zu können. Meist blieben die Verlobungen mehrere Jahre geheim, und nicht selten wuchs sich der Bräutigam zum ältern Knaben, die Braut zur bestandenen Tochter aus, bis die Ehe geschlossen werden konnte.

Wie mir gesagt worden ist, hoffte man durch diese Selbstzucht einem allzu reichen Kindersegen zu entgehen. Die paar steilen Matten und die paar Kühlein, welche den Besitz manches jungen Bauern bildeten, konnten ihn allerdings kaum verlocken, mit vielen zu teilen. Indessen gab es auch junge Paare, welche den großen Wurf früh und ohne sichere Aussichten wagten. So mein Urgroßvater, Hans Weber, der im Vollgefühl seiner Kraft und seines guten Willens mit einer besonders gescheiterten und gewandten Frau in die Ehe trat und nur eine einzige Kuh besaß. Mit eigenem Heu konnte er nur für den vierten Teil der Winterfütterung aufkommen. Er mußte also von Anfang an Boden pachten, um dieses einzige Tier zu erhalten. Die wackern Leute hausten aber mit solchem Geschick, daß von den beiden Söhnen nach ihrem Tode 30 Stück Vieh, zur Erhaltung aller genug schuldenfreier Boden mit Heubargen und Ställen und einem schönen Heimwesen angetreten werden konnte. Das alles hatten sie sich in harter, aber froh geleisteter Arbeit errungen ohne Knecht und Magd, nur mit der Hilfe ihrer heranwachsenden Buben.

Es ist mir immer vorgekommen, daß man nirgends den Kindern eine so heiße Liebe entgegenbrachte wie im Innerschanfigg. Waren sie doch die einzige Freude, die einzige Unterhaltung und Ablenkung von nüchterner Arbeit für ihre Eltern. Ich habe nie eine Mutter gekannt, die mir ihre Kleinen nicht rühmte. Zuerst wurde ihre Stärke hervorgehoben, dann die Schönheit, dann das leichte Lernen und bei den Mädchen wurde hinzugefügt, es sei «a fins, ziers Mensch». Trotz dieser leidenschaftlichen Zuneigung waren die Eltern von unerbittlicher Strenge, wenn es einmal vorkam, daß ein Menschenpaar sich während des ewigen Brautstandes ver-

gaß. Wie eine eiserne Abwehr baute sich auch die Mißachtung des ganzen Tales vor ihm auf. Der Eheschluß wurde nicht als genügende Sühne betrachtet, und man ließ es die armen Leute noch lange merken, daß man eigentlich nur aus Gnade noch einen Blick auf sie werfe, zu kalter Geringschätzung aber vollauf berechtigt wäre.

Gegenseitige Wertschätzung und ein friedliches Wesen, das allzu sichtbare Unebenheiten nicht zu beachten schien, gehörte sonst zur Lebensweisheit und zum Umgangsprinzip der Langwieser, zu denen ich immer auch die Bewohner der Wildenen rechne. Es gehörte zum guten Ton, sich und den Besitzstand gegenseitig zu rühmen. «Gras wie bei Euch habe ich heuer noch nicht gesehen.» «Eure Kühe geben eine besonders gute Milch.» «So alten Schinken, Fleisch und Speck ist nur bei Euch zu haben.» Der älteste war wohl bei meiner Großmutter. In ihrer Luftkammer hing an starkem Eisenhaken die unzerteilte Speckseite eines Schweins in bräunlicher Pracht. Sie hatte zu ihrem Heiratsgut gehört. Mein Großvater aber wollte Frauengut nicht antasten. Nach seinem Tod ging Großmutter wehmütig an diesem «Sondergut», auf das zu greifen man nie nötig hatte, vorüber, und als sie selbst mit 87 Jahren starb, hing die gewaltige Speckseite immer noch als Denkmal unerschütterten Wohlstands unter all den kleinen jüngern Stücken.

Zum guten Ton gehörte es leider auch, daß Frauen im Freien weder singen noch jodeln durften. Nur Männer und Kinder sandten von den steilen Matten aus helle Jauchzer ins Tal oder in Flühen, wo ein Echo sie ersterbend weiter trug.

Komplimente wurden bei jedem freundlichen Anerbieten gemacht, namentlich aber dann, wenn die Aufforderung zum Mitessen erging. Vielmal mußte man sich drängen und nötigen lassen und beim Abschied dem Gastgeber das Versprechen abnehmen, sich ebenfalls, und bald, zum Essen einzufinden und die gebachten Kosten sich auf diese Weise ersetzen zu lassen. Das Leben in diesem welt-

vergessenen Tale war also ziemlich umständlich, und der gute Pfarrer Brassel, der nie an der schlichten Wahrheit vorüberging und immer nur das Zweckmäßige, ohne Rücksicht auf den Effekt tat, wurde trotz aller Hochachtung, die er einflößte, doch zuweilen von der Gemeinde belächelt. So sah man es nicht gern, wenn er bei heftigem Wind den hohen, pastoralen Zylinderhut mit einem großen, bunt geblühten Taschentuch festband. Er war auch der Seelsorger von Arosa und predigte sonntags zuerst dort. Wenn er, namentlich im Sommer, erhitzt und ermüdet zurückkam, pflegte er sich vor dem Langwieser Gottesdienst eine kleine Waschung zu gönnen. Eines Tages hatte man ihn ungebührlich lange in Arosa aufgehalten, so daß die Kirchgänger schon vor dem Gotteshaus versammelt waren, als er ankam. Da er wußte, wie sehr die zum Teil weit hergekommenen Leute heimpresierten, gedachte er für einmal auf die Wohltat der Waschung zu verzichten. Doch halt, stand da nicht der Brunnen, ausgehöhlt aus einem gewaltigen Lärchenstamm und angefüllt mit dem klaren, flimmernden Naß? Ein Blick darauf, ein Entschluß instinktiver Art, und darin saß der Pfarrer. Zwar nur für einen Augenblick. Dann tauchte er empor und schritt fromm erhobenen Hauptes, Sinn und Geist auf sein hohes Amt gewendet, durch die Gruppen der staunenden Gemeindegänger. Er betrat die Kirche und wandte sich der Kanzel zu, die ausgetretenen Bodenplatten mit einem dünnen Bächlein berieselnd, das aus den Hosen troff. Leider waren an diesem Sonntag die Empfindungen der Gemeinde nicht so erhabener Art wie die des Pfarrers, und der Kirchengesang soll noch hilfloser als gewöhnlich gewackelt haben.

Zweckmäßig und unerschrocken handeln, das wollten die Langwieser zwar auch, aber es sollte, wie all ihr Tun, möglichst unauffällig vollbracht werden. Nur der Regierung setzten sie offenen Widerstand entgegen. Kam irgend ein Erlaß, so schlugen sie auf den Tisch und schrien: «Das geit ünsch hieinna nüd a, — do piffat miar druf, — und

schì dußna geits an Dr . . . an, — bin ünsch brucht nimmer z'folgan!»

Und doch folgten sie in etwas sehr genau dem Gebote der Rechtlichkeit. Das war bei der Abzahlung der Güter- und Geldzinse. Buchführung kannte man nicht, die wenigsten konnten ja richtig schreiben. Man machte also im Kalender Zeichen und im übrigen hieß es: «Miar wüßats und iar wüßats und das isch gnuag für ünsch und ünscheri Chind.» Und in der Tat, es genügte. Als das Häuschen einer hablichen Witwe, die ihr Geldchen nicht in einem alten Strumpf versteckte, sondern gelegentlich Bedrängten aushalf, niederbrannte, verblieb daselbst auch der Kalender mit den viel bedeutenden Zeichen. Unsicher, ob sie ihre Guthaben und Zinstage je wieder werden zusammenstellen können, wartete sie ruhig ab. Und siehe, ein Schuldner kam nach dem andern und flüsterte: «Schribats denn uf im nüan Chaländer, vu ünsch haid'r so und so viel z'guat und zaisen tüand miar am so- und sovieltän.» So kam alles mühelos in beste Ordnung.

Die Langwieser hielten sich aber auch für eine besonders gute, vornehme Rasse und wollten durchaus nicht unter dem Kollektivnamen «Schalfigger» mit den übrigen Talbewohnern zusammengefaßt sein. «Miar schind Langwischer.»

Meine Zusammenstellungen über dieses selbstbewußte Völkchen beruhen auf den Erzählungen meines Vaters, meines Oheims Joos Weber und meiner unvergeßlichen Freundin Ninette Janett. Mit 17 Jahren habe ich mir während eines reich gesegneten Aufenthalts bei meinem Großmütterchen in Fondèy die Leute und das Land selber angeschaut und zwar mit großem Interesse. Seit der Erschaffung der Welt war ich wohl die erste Städterin, vielleicht das erste weibliche Wesen, das stundenlang allein in den einsamen Flügen, den Klüften und Töbeln herumkletterte, um das wundervolle Orgelspiel des Windes in den Felsen zu hören und an den Boden geworfen mir zu sagen: dies ist mein Land, mein geliebtes Land! Da pas-

sierte es mir einmal, daß ich unvermutet auf eine hochgelegene dürrtige Schafalp geriet und im Begriff, um eine Felsennase zu schwenken, plötzlich mit dem Hirten zusammenprallte. Mit allen Zeichen des Entsetzens, aber lautlos riß er sich herum und flüchtete über die Geröllhalde in die Höhe. Unter jedem seiner Sprünge löste sich ein Steinlawinchen, das lustig auf mich zuknatterte. Als was mag er mich angeschaut haben?

Unser Jurist und Moralphilosoph, Dr. Hilty, war in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in allen Höfen und Niederlassungen meiner Heimat. Er fand, daß die Menschen und ihre Gebräuche um zwei Jahrhunderte zurückstehen und daß ihre Sprache von großer, altertümlicher Schönheit sei. Einzelne Redensarten, wie «d'Sunn gait vergold», fand er ihrer Bildlichkeit wegen ganz entzückend, und ebenso das liebkosende «ji», das allem Kleinen, Schwachen oder Bedauernswerten angehängt wurde. «Chindji, Buobji, Maitji, Rindji». usw.

Man kann sagen, daß Frau Cathrina die Hauptzüge ihres Volkes trug, auch den schweren Ernst, der die meisten in den höhern Lebensjahren erfaßte und der unzweifelhaft auf die Natur des Landes zurückzuführen war. Die schroffen Gebirge, die düstern Wälder, die zerstörenden Wildwasser, die Lawinengefahren, die mühevollte Bearbeitung des kargen Bodens, der harte Winter, der einzelne Gehöfte zuweilen monateweise vom Verkehr mit der Welt abschnitt, dämpften nach und nach den Frohsinn. Es geschah einmal, daß zwei Söhne die Leiche ihrer Mutter 3 Wochen lang im Schnee vergraben hielten, ehe sie es wagen durften, sie in einem während dieser Zeit mühsam aus ungeeignetem Holz gezimmerten Sarg auf einem Schlitten zu Tale zu ziehen. Traurige Fahrt durch tiefen Schnee. So traute denn auch Frau Cathrina in den spätern Lebenstagen der Welt und ihrem Glücke nicht. «Mis liabs, liabs Chindji» sagte sie eines Tages zu der heranwachsenden einzigen Enkelin: Chönnist du doch vor miar stärbèn, so wüßt ich

au, won ich dich hetti.» Wer das zu sagen vermag, der muß in große Tiefen des Leides geschaut und den Unwert vieler irdischen Dinge erkannt haben. Der frühe Tod ihres Gatten, der einzigen Tochter Luzia und der von 4 blühenden Enkeln hat sie über die via dolorosa geführt. Aber sie durfte doch auch Wege begehen, an deren Rand das Glück blühte. Ihr geistesklarer, als Jurist und Staatsmann gleich hochgeschätzter Sohn erfüllte ihr Herz mit Stolz, die Enkel Ninette, Daniel, Theodor mit Freude. Was sie über viel Leid weghob, das war ihre Liebe zu den Mitmenschen und die Genugtuung, die sie darüber empfand, daß sie bei anspruchlosester Lebensführung in edelstem Sinne auch für andere sorgen konnte.

Darin glich ihr die Enkelin Ninette, die mit Regierungsrat Dr. Nett verheiratet war. Ich weiß, daß dieses Ehepaar die Mittel zusammengelegt hatte, um eine Romreise zu machen. Der Mann bereitete sich während eines Jahres durch geschichtliche Studien darauf vor. Bei der Frau fand man immer kunstgeschichtliche Werke aufgeschlagen. Da erfuhren sie, daß ein Bündner Student wegen Geldmangels seiner Studien für immer entsagen müsse. Im selben Moment auch wurde das Opfer des Reisegeldes beschlossen, und die gemeinsame Italienfahrt unterblieb für alle Zeit.

In Ninettens Natur lag eine herbe Abwehr gegen alles Falsche, alles Zwiespältige, alles Unehrlliche und Minderwertige. Aber an den echten Freunden hielt ihr Herz mit großer Treue fest. Niemand freute sich mehr

über das Glück, das sie errungen oder gewonnen hatten. Niemand trug mit ihnen tieferes Leid, und wie sie trösten konnte! Wie niemand sonst. Ihr Tod bedeutete deshalb für meine Schwester Anna Weber und mich einen unersetzlichen Verlust.

Dr. Nett hatte sich nach dem Rücktritt aus der Regierung philosophischen Studien zugewandt und wünschte, daß Ninette sie teile. Sie las deshalb fast alles, was ihn beschäftigte, und besprach es mit ihm in den stillen Abendstunden. Dadurch gewann sie eine Vielseitigkeit und Geistesklarheit, die das gemeinsame Lesen bei unsern regelmäßigen Zusammenkünften, die viele Jahre gepflegt wurden, zur größten Freude machten.

Ninette lebte nach dem Tod ihres Gatten in enger Verbindung mit ihrem Bruder Daniel in der lieblichen Gäuggeliheimat. Diesem letztern verdanke ich mündliche und schriftliche Mitteilungen, die allein es mir möglich machten, das Leben einer Landfrau aus der ersten Hälfte und der Mitte des 19. Jahrhunderts zu schildern.

War diese Frau doch seine geliebte Großmutter, an der sein Herz nicht weniger als das Ninettens hing.

Im Jahr 1864 wurde die gute Frau Cathrina zu Grabe getragen. Außer der Familie betraurten viele ihren Hinschied, denn sie hatte vielen geholfen, vielen durch Teilnahme wohlgetan und andere durch Güte ermuntert, so auch meinen Vater, dessen treue «Frau Gotta» sie gewesen ist. Möge ihr Geist fortleben und wirken in denen, die ihres Blutes sind!



Leonhard Meisser: Das Rennen, Longchamp (1949, Öl, 73 × 54 cm)